

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 323.

Freitag, 25. November

1932.



Vin Brautkron

Ein Roman von Elfe Sparwasser.

9. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten).

Drunten im Hof stand der Jungknecht auf seinem ausgebreiteten Bettlaken und schoß mit einer Spahenschleuder unentwegt zum Mond hinauf, der sich jetzt zögernd aus den Wolken hervorschob. Denn wer das tut in der heiligen Nacht, dem passiert kein Fehler das ganze, kommende Jahr. Und man mußte vorbauen! Denn der Müller lief in den letzten Wochen herum wie ein böses Tier, und verbrachte die Nächte bei Branntwein und Glücksspiel. Wie oft kam er am frühen Morgen schwer besoffen in die Mühle . . . und wehe dem, der sich etwas zu schulden kommen ließ!

Drum stand der Jungknecht jetzt mit einem Gesicht, als zelebriere er ein feierliches Hochamt, und schoß für alle Fälle in den Mond. Auch hatte er sonst getan, was er konnte. Daß er die Ziegen mit Heringsköpfen gefüttert, würde gute Milch wirken das ganze, kommende Jahr. Und das Bund Heu, das heute abend die Pferde gefressen, hatte er dreimal um die Kirche getragen. So war auch der Pferdestall beschützt vor Hexerei . . . Er ließ die Spahenschleuder fallen, jah aus seinen Betrachtungen herausgerissen, und betrauerte sich erschrocken. Denn über den dunklen Hof schwankte schwer geladen der Müller, ein unflätiges Lied zwischen den Zähnen, und balancierte durch die Haustüre und die steile Treppe hinauf.

In der Wohnstube standen drei brennende Kerzen auf dem Tisch. Drei Kinderstühle standen wartend um den warmen Ofen, und die Müllerin streute Asche aus davor. Morgen . . . morgen in aller Herrgottsfrüh . . . wenn alles noch schlief im Haus . . . würde sie nachschauen, ob in der Asche die Spur von kleinen Füßen eingedrückt war . . . ob drei kleine Seelen den weiten Weg gefunden hatten aus der Ewigkeit ins Elternhaus, um sich in der heiligen Nacht am blauen Kachelofen zu wärmen . . .

Sie blieb regungslos in der Stube stehen, einen letzten Rest von Asche in der Hand, und lauschte zitternd auf die unsicheren Schritte, die die Treppe herauf und den Flur entlang zur Wohnstube tappten. Sie rührte sich auch nicht, als die Türe aufstog und der Müller in die Stube hereinschwankte. Ein Brodem von Branntwein umgab ihn, er pflanzte sich vor der stillen Frau auf, das breite Gesicht rot aufgedunsen, und betrachtete sie mit kleinen, glühenden Augen. Sie hielt den Kopf

geekelt und schrumpfte immer mehr in den Boden hinein. Ohnmächtige Scham brannte wie Höllenglut in ihr. Sie hätte wohl die Spiegel in der Stube und Kammer zuhängen können, damit sich ihre verwässene Gestalt nicht darin fing . . . doch die Augen . . . die Augen des Mannes . . . auf die allein es ankam . . . die blieben unverhüllt . . . die brannten das Schandmal ihrer Mißgestalt täglich von neuem in ihre scheue Seele.

Er stand breitbeinig und strohend von brutaler Männlichkeit und betrachtete sie von oben herab. Gutmütiger Spott glimmerte in seinen schwimmenden Augen. Er hob die Hand, klopfte ihr herablassend den Rücken und sagte: „Buckelchen!“

Das sollte ein Scherz sein . . . es traf sie wie ein Hautschlag. Ein Zittern lief ihr durch alle Glieder. Er sah es nicht. Er wandte sich rülpfend, schwankte von ihr fort und stieß mit einem Fußtritt die Tür zum Schlafzimmer auf. Sie stand wie angewurzelt und hörte hinter der Türe seine genagelten Schuhe auf die Dielen poltern. Dabei versuchte er, zwischen den Zähnen sein unflätiges Lied zu Ende zu singen. Dann wurde es still.

Die kleine, bucklige Frau saß zusammengeschrumpft auf der Ofenbank, die Hände mit dem Strickstrumpf müßig im Schoß, und dämmerte in hoffnungsloser Trauer vor sich hin. In der stillen Stube roch es nach Harz und brennendem Wachs. Im Ofen fielen die Buchenklöben zusammen. Ein Kanarienvogel im verhängten Käfig flatterte erschreckt. Auf der Fensterbank lag die schwarzweiß geschedete Kage und schlief.

Die einsame Frau sah in das Licht der drei ge-weiheten Kerzen und dachte . . . wie immer und zu jeder Stunde . . . an die kleinen Gräber, auf denen drei betende Engel aus weißem Marmor knieten. Und plötzlich war ihr, als liege sie selber zwei Klaster tief lebendig begraben unter der Erde . . . als dürfe sie nie wieder . . . nie wieder in die Sonne sehen. Ein entsetzlicher Abdruck überfiel sie. Mit irren Augen schaute sie in der Stube umher: Jesus Maria! Wo war ein Halt in dieser grauenhaften Not! Woran konnte sie sich klammern, daß sie nicht in die ewige Nacht der Verzweiflung stürzte?

Die Nadeln des Strickstrumpfes klirrten auf den Tisch. Der Wollknäuel fiel zur Erde und rollte unter den breiten Schrank. Hinter ihm her sprang die Kage. Da nahm die Müllerin die Bibel vom Wandbrett. Sie

legte ihre kalten Hände um den abgegriffenen Lederband und atmete zitternd auf: Wer in der Christnacht mit geschlossenen Augen und einem kurzen Stoßgebet die Bibel aufschlägt, der trifft an der Stelle, auf der sein Zeigefinger liegt, eine Wahrsagung. Sie aber wollte nicht die Zukunft fürwichtig erschleichen, sie wollte einen Rat . . . einen Fingerzeig für den Weg, den sie gehen konnte, um Frieden zu finden. Sie wollte . . . sie wollte . . .

„Herrgott im Himmel. . . schick einen Schimmer deines Gnadenlichts in meine tiefe Nacht . . . Herrgott im Himmel . . . hilf . . .“

Damit schlug sie die Bibel auf. Ihr Zeigefinger lag im zweiten Buch Moses, auf dem fünften Vers im zweiten Kapitel:

„Und sieh . . . die Tochter Pharaos kam herab, sich zu baden im Flusse, und ihre Jungfrauen gingen am Ufer des Stromes. Und da sie sah das Kindelein im Rohre, sandte sie eine von ihren Mägden. Und da sie es geholet, öffnete sie es und sah darin ein weinendes Kindelein, und sie erbarmte sich seiner . . .“

Die bucklige Müllerin ließ zitternd das Buch auf die Knie fallen. Wie ein Blitzstrahl brach eine Erkenntnis in ihre Seele herein. Nun sah sie wie betäubt, doch ihr totwundes Mutterherz bäumte sich auf gegen den Fingerzeig Gottes: Niemals . . . niemals durfte in der Wiege ihrer Kinder ein Fremdes liegen, ein Niemandskind . . . ein in Schanden Geborenes . . .

Sie sank in die Knie und umschlang mit beiden Armen die leeren Kinderstühle, als wolle sie einem Eindringling den Platz darauf verwehren. Doch mahnend und gebietend klang es in ihr nach:

„Und sah ein weinendes Kindelein . . . und sie erbarmte sich seiner . . .“

Da erhob sie sich zögernd, wie unter dem Zwang eines fremden Willens. Sie warf ihr großes, schwarz-wollenes Tuch um die schiefe Schulter, knüpfte die Bänder der Haube unter dem spitzen Kinn zusammen und ging durch das stille Haus, die knarrende Treppe hinab und hinaus in die Nacht.

Der Wind hatte sich gelegt. Die Sterne waren verblichen. Große Schneeflocken segelten langsam durch die Luft. In den Schaufeln des Mühlrades hingen dicke Eiszapfen. Unter der geborstenen Eisbede gluckste das Wasser. Die Müllerin zog ihr Tuch fester um die Schultern und lief den schmalen Steig hinauf an den Haselnußsträuchern vorbei, wo Juliane Krombacher einst ihr schreckliches Gericht gehalten. Sie lief, als könne sie damit der Erinnerung entfliehen, an der Friedhofsmauer entlang dem strahlenden Lichtglanz der Kirchenfenster entgegen. In brausendem Jubel drang der Chorgefang durch die Mauern und über die stillen Gräber hin:

„Gloria in excelsis Deo et in terra pax hominibus bone voluntatis . . .“

Wie ein Schatten schlüpfte die kleine Frau um die Kirche und am Pfarrhaus vorüber. Auf dem hartgefrorenen Kiesweg zum Küsterhaus folgte ihr der Jubelgesang der himmlischen Botschaft:

„Laudamus te, benedicimus te, adoramus te, glorificamus te . . .“

Die Schneeflocken schwebten und sanken, und legten ein weißes Polster auf Mauern und Zäune. Vor der Haustüre des Küsters brannte eine trübselige Laterne. Die Haustüre war verschlossen, doch steckte der Schlüssel im Schloß. Die Müllerin pochte gegen die Fensterladen und lauschte . . . es regte sich niemand im Haus. Die alte Magd war in der Mette, der Küster auch. Die bucklige Frau legte das Ohr an das Holz der Haustüre: Kein Zweifel . . . da drinnen weinte das Kind. Da schloß sie kurz entschlossen die Haustüre auf, nahm die Laterne vom Nagel und suchte sich ihren Weg bis zu der Kammer, aus der das Kinderweinen kam.

In dem eiskalten Raum sah das schluchzende Kind auf dem notdürftigen Bettchen und schaute mit großen Augen erschrocken ins Licht. Mit raschen Griffen trocknete die Müllerin das tränennasse Gesichtchen, packte den kleinen Körper in das Federbett, schlug ihr schwarz-

wollenes Tuch darüber und ging den Weg zurück, den sie gekommen.

Der Lichtglanz aus den Kirchenfenstern baute der kleinen Frau eine goldene Brücke auf ihren neuen Weg. Sie lief unter dem Dröhnen der Orgel wie ein Dieb durch die heilige Nacht. Ihre schwächlichen Arme ermüdeten unter der ungewohnten Last. Ihre Backenknochen brannten von der Anstrengung. Doch von dem Köpschen, das still und ergeben an ihrer Brust unter dem schwarzen Tuch atmete, ging ein Strom von Kraft und Wärme aus und floß ihr ins Herz.

Sie stand vor der Mühle und lauschte ins Haus. Kein Mensch sollte es sehen, wie sie sich ihr Christkind in ihr armes Leben holte. In diese erste, scheue Stunde der Zweifamkeit durfte kein Dritter sich drängen. So schlief sie verstohlen die dunkle Treppe hinauf.

Sie hatte Glück. Das Gesinde war zur Mette gegangen. Der Müller lag über dem breiten Himmelbett in der Kammer und schnarchte. Wie ein Wiesel schob die kleine Frau umher, trug die Wiege an den blauen Kachelösen und schüttelte die Kissen auf, setzte das Kind hinein und wärmte die Milch am Feuer.

Der kleine Hans Jochen schaute erstaunt in das Licht der drei Totenkertzen, die vergessen auf der Mitte des Tisches standen.

In dieser heiligen Nacht hatte der hochwürdige Herr Johannes Durlacher einen schweren Traum.

Die heilige Mutter am Feldrain verließ ihre kleine Kapelle und schritt langsam, mit wallenden Gewändern durch das frosterstarre Feld. Irrlichter, die auf dem Kreuzweg tanzten, schossen erschrocken ins Weite. Die Mondfichel glitt vom Himmelsrund und schwebte in der weißen Winternacht wie eine Laterne vor dem Schritt der heiligen Frau. Wie demütige Vasallen neigten sich alle Büsche am Wege. Die Mutter-Gottes aber hielt streng und stolz den Kopf im Nacken und schritt den Wiesensteig hinauf, am Erlenhof vorüber und zwischen den Grabkreuzen hinter der weißen Mauer dahin. Bei ihrem Nahen stürzte ein Meer von Licht aus dem weit-ausspringenden Kirchenportal, und die Orgel rauschte empor wie die Posaune des jüngsten Gerichts.

Sie aber trat nicht ein in ihr festliches Haus, zu ihrem Kind, das in der Krippe vor dem Altar lag. Sie schritt ohne zu verweilen an der Kirche vorüber, und der Mond schwebte wie eine Laterne vor ihr her bis zu dem eisernen Gartentor des Pfarrhauses.

Johannes Durlacher warf sich stöhnend in den Kissen. Er wollte aufspringen und entfliehen, doch unsichtbare Hände drückten ihn auf sein Lager zurück. Und die schmale Mondfichel schwebte über dem Gartenweg zum Haus heran, und hing plötzlich über dem Türrahmen im Schlafzimmer des hochwürdigen Herrn. Zu Füßen des Lagers stand die heilige Frau in ihrem kaltenreichen, gotischen Gewand. Ihre schmalen, langen Hände lagen gekreuzt über der Brust. Ihre Augen schauten kalt und streng auf den Schlafenden herab.

Der Pfarrer lag starr vor Entsetzen. Ihm war, als gerinne sein Blut zu Eis. Da öffnete die heilige Frau ihren herben Mund und sprach:

„Johannes Durlacher . . . du willst mich verraten!“

Der geistliche Herr rang nach Worten. Vergebens. Eine unsichtbare Faust drückte ihm die Kehle zusammen. Und die gnadenlose Richterinnen am Fußende des Bettes sprach auf ihn herab:

„Du willst mich verraten . . . Johannes Durlacher . . . ich fordere dich zur Rechenenschaft!“ Er ächzte. Die Faust an seiner Kehle ließ nicht los. Und die Madonna sprach:

„Zweihundert Jahre habe ich in der kleinen Kapelle am Feldweg gestanden. Eine Heerschar von gläubigen Betern lag in dieser Zeit zu meinen Füßen. Nun nimmst du ein Ärgernis an meinem entthronten Haupt! Nun willst du mich abtun und ins Nichts verschwinden lassen. Johannes Durlacher . . . rede!“

(Fortsetzung folgt.)

Die Werbung.

Skizze von Alfred Semerau.

Als Carry Lühn Dienstag ihr Büro bei Wittner betrat, fand sie auf ihrem Platz einen Brief. Wohl von Gert Kiel. Aber das Jartkila und die Maschinenschrift sprachen dagegen. Als sie den Brief öffnete, fand sie in ihm eine Theaterkarte und las verdutzt: „Berehrtes Fräulein! Ich sah Sie erst einige Male, aber Sie machten einen unauslöschlichen Eindruck auf mich. Ich wünsche sehr, Sie kennen zu lernen, und sende eine Karte zur heutigen Vorstellung des „Tannhäuser“. Lassen Sie nicht vergebens warten Ihren treuesten Verehrer!“ Carry lachte, nahm die Karte. Parkett! Sieh mal an! Wann und wo hatte dieser Ritter Toggenburg sie gesehen? Konnte er ihre Bekanntschaft nicht anders machen? Zum ersten Mal hatte sie schwarz auf weiß, daß sie auf jemand einen unauslöschlichen Eindruck gemacht hatte. Gert zeigte ihr sein Wohlgefallen nur durch das Aufleuchten seiner Augen. Plötzlich sah sie bedenklich drein. Wollte sie nicht jetzt den guten braven Kerl betrügen? Papa hielt ihn nur für ein Sportgewächs. Der alte Herr war stets mehr für die Ausbildung des Geistes gewesen, aber es gab auch tüchtige Leute, die sich nichts aus dem Biedermeier machten, das Papas Lebensinhalt bildete. Gert war ein ausgezeichnete Sportlehrer. Warum zeigte ihm der alte Herr immer die kalte Schulter? Wenn der Vater nicht mal überumpelt wurde, gab es nie eine Heirat im Hause Lühn. Nein, der Opernbesuch vereinbarte sich nicht mit ihrer schuldigen Rücksicht auf Gert.

In der Frühstückspause rief die Mutter an. Tante Otti, erst morgen zurückerwartet, war schon heute gekommen und hat Mama durch eine Depesche für abends acht Uhr in ein Weinrestaurant. Papa hatte Sitzung im Kunstverein, das Mädchen Ausgang. Also mußte Carry zum Schutz der Wohnung, schon wegen Papas Handzeichnungsammlung, daheim bleiben. Papa mit seiner ewigen Furcht vor Einbruch. Wer vergriff sich an Handzeichnungen! Als sie das Büro verließ, war sie zum Opernbesuch fest entschlossen. Um sechs ging Papa mit Mama Einkäufe machen, um halb sieben das Mädchen. Es klappte alles. Doch durfte Carry Papa so hintergehen? Nein. Aber konnte sie den Unbekannten enttäuschen? Als sie sich Abendbrot bestellte, fand sie in der Küche bei Hedwig den Bräutigam, Feinmechaniker, einen hübschen jungen Mann mit gewandtem Benehmen. Vor zwei Wochen hatte Hedwig ihn kennen gelernt. Um halb sieben war Carry allein. Jetzt schwante sie nicht mehr. Keiner würde merken, daß auch sie fortgewesen war.

Als sie fertig vor dem Spiegel stand, läutete es. Sie schüttelte ärgerlich den Kopf. Es läutete stärker. Unverschämte! dachte sie. Jetzt hallte ein wahres Klingelkonzert. Rasch war sie an der Tür: „Wer ist dort?“ Ein halblautes Lachen, dann: „Gert!“ Sie war so verblüfft, daß sie stumm öffnete. „O, ich höre!“ sagte er enttäuscht und bedauernd: „Du wolltest fort?“ — „Ja? Wie kommst du darauf? Ich bin allein, da zog ich das Kleid an und sah, ob es mir noch steht.“ Sie führte ihn ins Wohnzimmer. „Ich komme gleich, ziehe mich nur um.“ — „Bleibe doch!“ bat er. „Du weißt, wie gern ich dich in diesem Kleid sehe.“ — „Ich kann doch nicht in meinem besten Staat...“ — „Aber sie gab nach und blieb. Da sie sich zwei Tage nicht gesehen hatten, gab es Stoff zum Plaudern genug. Sie merkte bald, daß er etwas mit sich herumtrug. Endlich fragte sie ihn geradezu. Er ertöte wie ein auf Abwegen ertappter Schuljunge: „Deshalb plagte ich ja heute hier herein.“ Er hatte ein vorteilhaftes Angebot: fünfjährigen Vertrag, freie Wohnung, 400 Mark Anfangsgehalt, aber — nach auswärts. Sie sah einen Moment sprachlos. Das war ja ein endlich erfüllter Traum und der Mensch sah, als wären ihm alle Felle weggeschwommen. Sie rüttelte ihn: „Gert! Gert!“ Er sah sie halb glücklich, halb zweiseitig an: „Aber Papa! Du weißt doch, ich komme mit ihm nicht ins Reine.“ Sie lachte, dann wurde sie plötzlich ernst: „Dann bist du kein Mann... und kein Mann für mich.“

Ein kurzes Schweigen folgte. Darauf hielt er ihr die Hand wie zu einem Versprechen hin, und es gab ein järtliches Hin und Her über die glückliche nahe Zukunft. Als Löhn durfte Gert in ihrem Zimmer die Sachen sehen, die sie in der Hoffnung auf die Zukunft allmählich gekauft hatte: die beschriebene Ausstattung für eine junge Frau. Plötzlich erlosch das Licht. Die Birne oder die Sicherung war durchgebrannt. Brannte es vorn? Nein. Auch in der Küche nicht. Als sie im Wohnzimmer nach Streichhölzern suchte, sagte Gert leise: „Hörst du nichts?“ Es ist jemand in der Wohnung.“ Er tapete sich zur Tür. Im Raum links auf der Diele hinter der angelehnten Tür zuckte ein Licht. Gert war im Nu drin. Ein Schrei der Überraschung, der Wut, dann ein wilder Kampf, endlich Gerts Ruf: „Carry!“

Als sie — jeden Wortes unfähig — kam, sagte Gert: „Nimm dem Menschen die Sicherungen aus der Tasche und stecke sie zurück. Dann rufe sofort die Polizei an!“

Als das Licht aufflammte, erkannte sie zu ihrem Schreck in dem wehrlos unter Gerts Händen liegenden Menschen Hedwigs Bräutigam, der wutverzerrt zu ihr aussah: „Warum sind Sie nicht in der Oper? Belamen Sie denn nicht die Karte?“ Das Zimmer drehte sich um Carry. Sie sank auf einen Stuhl. Er war es also. Er hatte den Brief geschrieben, um sie fortzuloden. Die Depesche Tante Ottis war gewiß auch von ihm. Er hatte die Wohnung leer geglaubt und sie... „der treueste Verehrer...“ nicht auszudenken! Als der Wachtmeister mit seinen Leuten kam, fand er in dem Feinmechaniker einen alten gesuchten Bekannten. Carry erzählte von der Depesche und dem Brief mit der Opernkarte. Der Wachtmeister schmunzelte: „Das ist sein Trid. Aber hier glühte es ihm nicht, natürlich nicht.“ setzte er hinzu, als Carry tief errötete. „Sie mal an! Alles schon zusammengepackt. Teppiche, Silber... Was ist denn das?“ Carrys Herz schlug im Geschwindmarsch. Das waren des Vaters Handzeichnungen. Der Wachtmeister sprach sehr anerkennend über die sportmäßige Erledigung des Feinmechanikers und empfahl sich, nachdem er in seinem dicken Notizbuch das Nötige vermerkt hatte.

Als Papa hörte, was seinem Schatz gedroht, erblühte er. Dann strahlte er auf. Aber gerade, als er Gert danken wollte, sagte dieser kurz und bestimmt: „Und jetzt bitte ich um Carrys Hand!“

Die Fahne der Schneiderzunft.

Seltene Abenteuer eines Handwerker-Kleinods in Krieg und Frieden.

Von Oberstleutnant a. D. Venary.

Frauen und Jungfrauen hatten sie geschickt. Schwer baute sie sich die rote Seide im Winde. Das Stadtwappen war darauf zu sehen! Das schwarzweiße Schild mit dem Preußenaar im Herzstück. Die Zunftzeichen in Gold gewirkt, schmückten die Rückseite, die Schere, die Elle, der alte, gute Spruch um sie: „Gott schütze das ehrsame Handwerk!“ Stolz trug sie der Altgesell im Zuge der Gewerke am Maicnfest, beim Königsschuss der Schützenzünfte. Wohl bewahrt ruhte sie den Rest des Jahres in der Lade beim Meister Gillschewski am Marktplatz der kleinen Masurenstadt kaum eine Wegstunde von der russischen Grenze.

Ruhig ging dort das Leben, gemächlich die Arbeit. Friedlich saßen des Abends die Bürger am Stammtisch, lustwandelte die Jugend im Stadtwald, bis der Krieg hereinbrach und auch dieses Idyll zerstörte. Boll Haß hatte man zusammengegrast und gepackt, was man konnte, Nötiges und Unnötiges, hatte die Wagen beladen und Karren und war hinausgeköhnt, die breite Landstraße nach Westen, die Furcht im Herzen: „Die Russen kommen, die Kosaken.“

Niemand hatte der Fahne gedacht, des Kleinods der Zunft. Vergessen blieb sie in ihrer Lade! Einjam und leer lag auch der Marktplatz, als die erste Kosakenpatrouille um die Ecke bog. Vorsichtig sah sie ab, vorsichtig sicherte sie nach allen Seiten. „Patscholl, wer konnte diesen Germanstis trauen.“ Ein Alter wurde herbeigeschleppt, der Bürgermeister vielleicht, der Ratsherr! Ein Säbel fuchelte vor seinen Augen: „Wo Soldaten, wo Kanonen?“ Er schüttelte mit dem Kopf: „Zabraki, zabraki! Weit fort, weit fort!“ Man drang in die Häuser, suchte und fand ein paar rostige Schrotflinten, den Helm des Feuerwehrahauptmannes, zwei Kinder säbel. Verächtlich warf man sie auf den Haufen zu anderem Gerümpel, Freuden schrei ertönte. Aus Meister Gillschewskis Haus schleppte man sie heraus, die Fahne der Schneiderzunft, der Befreite trug sie am Schaft, der Unteroffizier an der Spitze. Todend funkelte ihr Gold in der Mittagssonne. Schon griff man in die Tasche, zum Messer, das beste Stück zu ergattern. Der Leutnant sprang hinzu: „Halt, die Fahne gehört dem Regiment!“

Im russischen Heeresbericht stand zu lesen: „In den siegreichen Kämpfen südlich Gubinnen eroberte eines unserer tapferen Drenburger Kosaken-Regimenter eine deutsche Regimentsfahne.“

Die Mutter Gottes von Drenburg hält ihre Hände segnend über die Söhne der Steppe, sie schirmt sie, wenn die Schneestürme herabbrausen von den Gipfeln des Ural, wenn die Wasser des Flusses leden an den Häusern des Dorfes. Sie verhielt auch Sieg und baldige Heimkehr den Kriegern im fernem Lande der Deutschen. Ein Rittmeister, ein Sergeant und ein Gefreiter nahen mit feierlichen Schritten ihrem Heiligum. Dicht gedrängt trüben die Väter, die Kerzen flammten, mächtig setzte die Orgel ein. Die dunkelbaren Sieger hingen die Fahne der Überwundenen auf zu Häupten der gnadenreichen Jungfrau.

Die Drenburger Kosaken sind Neuerungen nicht hold: sie hielten fest am Gewordenen, sie hielten zum Zaren, als längst in Rußland der rote Säreden herrschte. Stirnrunzelnd vernahmten es die Gewaltigen von Moskau, in Petersburg. Ihre Garde

faubten sie ab, Matrosenbataillone aus Kronstadt. Was vermochten gegen ihre Maschinengewehre Nagaita und Lange? Die Mutter Gottes in der Kathedrale von Drenburg ward von ihrem Thron gestürzt, die Fahne der Deutschen mit heimgenommen nach Kronstadt.

Nun hing sie im Speise-Saal des Panzerkreuzers Murit, sah die Vorkämpfer der Revolution, schaukelte auf den Wogen der Ostsee! Bald ward es stille. Eingeschlossen lag die Flotte im Hafen von Helsingfors. Der Deutsche war nahe: „Kette sich wer kann.“ Ein Matrose brachte die Fahne bei Seite, verbarg sie im Hause eines Sinnesgenossen im Armenviertel der Finnenstadt.

Vor dem deutschen Generalfeldmarschall stand sein Bursche: „Zwanzig Rubel will der Note haben für die Fahne.“ Eine deutsche Regimentsfahne? Kaum glaublich. Ich hörte nicht, daß eine verloren ging in Ostpreußen! „Doch, Herr Hauptmann, ich sah sie selbst, der Preußenadler ist darauf gestift, Repter und Krone!“ „Zwanzig Rubel, viel Geld, immerhin... Man kann nicht wissen!“ Der Hauptmann prüfte bedächtig die Seide! Dann drehte er rasch die Fahne herum: „Gefel, sind das deutsche Regimentszeichen?“ Die nächste Feldpost führte ein schweres Paket über das Meer: „An die Schneiderzunft zu... in Ostpreußen.“

Stolz trägt sie wieder der Altgefell am Valentag beim Königsschiff der Schängsilde. Am Werttag ruht sie wie einst in der Lade beim Meister Gilschewski, die Bürger gehen zum Stammtisch und die Jugend lustwandelt im Stadtwald.

Wußten Sie das schon?

Der Filmabfall hat einen bedeutenden Wert, da der Silbergehalt der Filmstreifen sehr hoch ist. Man schätzt die jährliche Erzeugung von Filmstreifen auf etwa $3\frac{1}{2}$ Millionen Kilo und kann annehmen, daß etwa fünf Prozent dieses Gewichts Silber sind. Demnach kommen jährlich 150 000 Kilo Silber in der Filmindustrie zur Verwendung. Früher wurde nur das Silber im Filmabfall verwendet, heute läßt man aber auch die Gelatine nicht unkommen.

Berufsmäßige Bettelerei ist heute einer der Haupterwerbszweige. In Europa und Asien gibt es etwa 10 Millionen berufsmäßige Bettler, die sich nie in ihrem Leben mit Arbeit beschäftigt haben und das auch nie tun werden. In einigen asiatischen Ländern werden die Bettler sogar ermuntert, weil man der Meinung ist, daß durch sie die Freigebigkeit der reichen Leute angeregt und dadurch Geiz und Habgier bekämpft werden.

An der Nordküste Sibiriens kommt es vor, daß noch heutzutage die Haut Eisenbein von Mammuthzähnen mitbringt. Überreste von den Tieren, die vor etwa zehntausend Jahren ausgestorben sind. Diese Eisenbeinstübe haben im Eise eingeforen gelegen, das allmählich zerbröckelt.

Der teuerste Wein der Welt wurde um das Jahr 1875 vom König von Württemberg getrunken. Im königlichen Schloßkeller lagen damals 240 Flaschen edler Wein, der 250 Jahre gelagert hatte, der aber nun noch längeres Lagern nicht vertragen konnte. Man mußte ihn also möglichst rasch austrinken. Wenn man die Einkaufssumme für diese 240 Flaschen mit Zins und Zinseszins berechnet, so ergibt das eine Summe von zehn Millionen Mark. Man kann also den Wert der einzelnen Flasche leicht errechnen.

In einer Gegend Schwedens ziehen die Bauernmädchen, wenn sie zu einem Fest gehen, etwa zehn gestärkte Unterstöcke an. Sie können mit diesem Anzug oft nicht durch die Tür, und häufig kommt es vor, daß sie das Haus verlassen und dann erst den letzten Teil der Röcke anziehen müssen.

Mehr als die Hälfte des gesamten Bodensareals in Großbritannien gehört siebentausend Personen, das heißt also einer geringen Minderheit der ganzen Bevölkerung.

Europa macht etwa ein Viertel der Erdoberfläche aus. Der dünnst bevölkerte Erdteil, Afrika, ist dreimal größer als Europa.

Jeder Wochentag ist bei irgend einem Volk der Feiertag; der Sonntag ist es bei den christlichen Völkern, der Montag bei den Griechen, der Dienstag bei den Persern, der Mittwoch bei den Ägyptern, der Donnerstag bei den Ägyptern, der Freitag bei den Mohammedanern, der Samstag bei den Juden. Das Wort Sabbath heißt eigentlich Ruhetag.

Neue Bücher

* Herbert Eulenberg: „Cicero“. Der Redner, Rechtsanwalt, Denker und Staatsmann. Sein Leben und Wesen. (Verlag Kurt Wolff, Berlin.) Die neuere Geschichtsschreibung hat mit Unrecht Cicero verkannt und verkleinert, woran vor allem die ganz schiefe und geschäftig-abschätzbare Charakteristik Mommsens die Schuld trägt. Es ist Eulenberg großes Verdienst, das Charakterbild Ciceros von diesen Schladen der Fachwissenschaft gesäubert zu haben und uns zu lehren, daß Cicero der interessanteste und gegenwärtigste Mensch der ganzen Antike gewesen ist. In seiner labilen Nervosität, Egozentrik und Befehlsleidenschaft wirkt er wie ein Mensch unserer Zeit. Gewiß, er hat Fehler, Schwächen, aber gerade diese machen, daß er uns menschlich nahesteht, und daß wir zu ihm ein weit intimeres Verhältnis haben, als zu den großen Helden Cäsar oder Augustus, die wir staunend bewundern, aber die wir nicht mehr recht verstehen.

* Franz Herwig: „Tim und Clara“. (Verlagstadt-Verlag, Breslau I.) Franz Herwig hat in seinem letzten Roman mit unerbittlicher Offenheit, die nur dem ersten Dichter erlaubt ist, an dem Schicksal einer Ehe — nämlich zwischen Tim und Clara — die soziologische Entwicklung des innerlich beziehungslosen Großstadtmenschen, die er bereits in früheren Romanen darstellte, fortgeführt. Herwig zeichnet keine Figuren, die nur Gleichnis sein sollen. Tim ist eine Gestalt unserer Tage, und Clara, das leidenschaftliche Produkt ihrer Erziehung und Umgebung, ist wie das gefesselte Leben, das den unterdrückten Sinn des Daseins auf dem falschen, weil maßlosen Wege zu erringen sucht.

* Diedrich Speckmann: „Scholle der Väter“. (Verlag Martin Bärner, Berlin W. 9.) Speckmann, der Anfang des Jahres sein sechstes Lebensjahrzehnt vollendete, schildert in seinem neuen Band die Rückwanderung eines schon in deutscher Auswandererkolonie geborenen Baates in die Heimat der Väter, die Lüneburger Heide. Speckmanns sicheres Gefühl für Gesundheit der Seele, für Gediegenheit und innere Kraft, die lebensmeisternd sich auswirkt, lebt auch in diesem jüngsten Kind der Feder.

* Felix Salten: „Mizzi“. Novellen. (Verlag Paul Zsolnay, Wien IV.) In diesem neuen Band der Gesammelten Werke hat Felix Salten dreiundzwanzig seiner Meistererzählungen vereinigt, die in ihrer Gesamtheit ein plastisches Abbild seiner Novellistik ergeben. Alle Formen der vielfältigen Gattung finden sich hier: die umfangreiche, handlungserfüllte Erzählung ebenso sehr wie die knappe, von dramatischer Spannung getragene Novelle oder Novellette, und schließlich die Zustandschilderung, die Skizze, die Studie. Aber wie auch immer die äußere Gestalt dieser Geschichten sein mag, sie alle zeichnet die gleiche Lebhaftigkeit der Erfindung, die gleiche Eindringlichkeit der Charakteristik und Problematik aus, und die reife Erzählungstechnik steigert die Vorgänge der Handlung planvoll zum Kunstwerk.

* Holde Kurz: „Berthers Grab“. (Verlag Martin Bärner, Berlin W. 9.) Eine Erinnerung an die Kindheit, an ein Fleckchen Erde, das damals noch ohne Eisenbahnverbindung abgeschlossen von der Welt lag, und das ein Geschlecht bewohnte, das auf dem engsten Raume doch die ganze Welt umschloß. Was es mit dem Grab Berthers auf sich hatte, wird erzählt und gibt Gelegenheit zur Schilderung einer wunderbar liebenswerten Welt, die die Schienenstränge der eisernen Verkehrsstraße verschlang.

* H. Christaller: „Weihnachtsgeschichten“. Acht Erzählungen. (Verlag Friedrich Reinhardt, Basel.) Es sind acht köstliche Weihnachtsgeschichten, jede von ganz besonderer Art. Legendären Charakter hat die innig-schöne Erzählung, wie Franziskus zu Weihnachten das Christkind in seinen Armen hält. Hauchzart und ans Überirdische grenzend ist die Skizze „Der Schmetterling“.

* „Illustrierter Nassauischer Heimatkalender für das Jahr 1933“. (Verlag C. Ebner, Buch- und Kunstverlag, Hagenburg.) Eine abwechslungsreiche Auslese interessanter heimatsgeschichtlicher und volkstümlicher Lesestoffes sowie spannende Heimatserzählungen aus der Feder namhaftester Heimatschriftsteller werden dem Leser dieses volkstümlichen Jahrbuches wieder geboten, und auch der Heimathumor kommt zu Wort. Einleitend wird dem vor 20 Jahren in jungen Jahren dahingegangenen nassauischen Dichter Joseph Heinrich Berkenbach ein Kranz der Erinnerung gewunden und das dichterische Schaffen des nassauischen Heimatdichters Rudolf Diek anlässlich seines 70. Geburtstages am 22. 2. 1933 gewürdigt.